

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umichlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 23.

Donnerstag am 1. December.

1853.

Die Belagerung von Antwerpen.

Eine historische Erzählung

von

Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

VII.

Der März hatte die Schnee- und Eishülle von Land und Fluß hinweggethaut. Die Frühlingssonne, die über dem spanischen Lager vor Antwerpen, bei Calloo und Ordam glänzte, beleuchtete die Vollendung eines gewaltigen Werkes. Die Artschläge zur Vollendung der Scheldebrücke waren vorüber, und weithin rollender Kanonendonner, verkündete der niederländischen Stadtkönigin die Freude ihrer Bedränger. Ein Angriff, den der Graf von Hohenlohe zum Entsatz Antwerpens auf Herzogenbusch gewagt hatte, war glücklich zurückgeschlagen worden, und Herzog Alexander durfte sich jetzt — nach siebenmonatlicher Belagerung — des Sieges für gewiß halten.

Darum auch ließ er seine Soldaten heute einen Festtag feiern. Unter klingendem Spiel, mit flie-

genden Fahnen rückten die Brigaden und Geschwader über die Brücke, und breiteten sich an beiden Seiten des Stromes aus, der mit heftigem Wellenschlag die letzten Eisschollen an den Rand heranschleuderte und zermalmte. Als das prächtige Schauspiel der Musterung vorüber war, wurde reichlich Proviant ausgetheilt, und während der Herzog und seine Generale im Zelte bankettirten, loderten die Bivouacfeuer in Reihen auf, lachend, singend, scherzend und schreiend vertheilten sich die Truppen um dieselben, und bildeten bald die malerischsten Gruppen.

Eine derselben hatte sich um einen alten Krieger geschaart, der unter stets laut geäußertem Beifall seine Abenteuer, vor allem seine Theilnahme an Herzog Alba's berühmtem Zug über die Alpen zum Besten gab. Auf das breite Schlachtschwert gestützt, an den Bug seines andalusischen Rosses gelehnt, beachtete er wenig die Anwesenheit des Hauptmanns Antonio, der zuweilen ungläubig lächelte. Neben Antonio stand — noch immer in der Kleidung des Gelehrten, aber bewaffnet, wie alle andern — Ulrico Avatesta.

„Sieh' diesen Menschen,“ hob Ulrico nach einer stummen Pause, zu Antonio gewendet, an, „ist

es nicht, als ob man in seinen Gesichtslinien das Brausen des Guadalquivir und des Windes der Sierra Nevada erblickte!"

Antonio lachte. „Du läßt Dich vom Pferde verführen! Der Mann hat wahrscheinlich die Zinnen von Sevilla niemals gesehen. Er ist aus dem Lande, wo die Karthager ihre berühmten Schleuderer holten.“

„Von den Balearen?“ fragte Ulrico.

„Was ist Dein Geburtsort, Alonso?“ rief Antonio zu dem besprochenen Krieger hinüber, der sich eben in Lobpreisungen des edlen Helden Christoph Mondragone ergoß.

„Palma!“ entgegnete ehrerbietig der Alte.

„Sagt ich's nicht!“ triumphirte Antonio.

„Aber komm, fuhr er fort, Du bist trübe wie immer, wir wollen einen Gang durch das Lager machen. Die bunden Bilder, die das Auge erfreuen, verfehlen nie ihre Rückwirkung auf die Seele!“

„Aber wenn das Auge umsonst sucht sich an ihnen zu ergötzen? Eben weil Auge und Seele in steter Wechselwirkung stehen, wirkt die trübe Stimmung des letztern auf das erste!“

„Das ist Grille! Man muß nur sehen wollen — nicht den ganzen Tag mit Plato oder Cartesius, oder gar einem alten Kirchenvater dasitzen! Was Teufel, Du hast so manches Jahr studirt, lebe nun einmal!“

„Davon ist ja nicht die Rede! Ich habe immer leicht und lustig gelebt — trotz allem Forschen. Ich bin nie ein Bücherwurm gewesen. Aber den Block des bösen Gewissens so hinter mir zu schleppen — das ist kaum noch zu ertragen.“

„Du bildest Dir nur ein, ein böses Gewissen zu haben. Du grämst Dich vielleicht um jene Margarethe. Um die kalte, tugendstolze Jungfrau, von der ich nicht begreife, womit sie Dich angezogen hat!“

„Dann müßtest Du überhaupt die Liebe begriffen haben,“ lächelte Ulrico. „Nein! — nein! es ist nicht nur der Gram um Margarethe Gruithusen. Es ist mehr als das — es ist eine tief freßende Reue über mein letztes Handeln in Antwerpen.“

„Gefällt es Dir hier nicht? Sehnt Du Dich etwa wieder nach dem Dheim Gianibelli zurück?“

„Daß ich's könnte! Ich habe um mein Schicksal gewürfelt, und wo es nun hingerollt, da muß es liegen bleiben. Sage, was Du willst, Antonio! Rechtsfertigung, volle Rechtsfertigung — nicht bloß halbe Entschuldigungen — wirst Du nicht finden können. Warum raubte ich dem armen Bürgermädchen Ehre und guten Namen? Worum — während ich Margarethe mein nannte und mich von ihrer Liebe vollkommen befriedigt fühlte“ —

„Das hast Du eben nicht,“ unterbrach Antonio. „Weil Dir Margarethe bloß das Auge befriedigte, begannst Du das Intermezzo mit der Schenkendirne. Und beruhige Dich, Dein allzu gewissenhafter Archimedes von Mantua heirathet sie wahrscheinlich. Er opfert sich für den leichtsinnigen Neffen auf! Erwinnere Dich doch nur der Schmach, die er Dir angethan, des Auftritts beim Mittagessen in dem Hause des alten Krämers. Ich dächte, die Wuth darüber, der Groll, die Rache müßten Dir so dumme Einfälle, wie Reue und Bedauern in diesem Falle sind, gar nicht aufkommen lassen!“

Ein Höllestrahl schlug in Ulricos Augen auf. „Du hast Recht!“ sagte er hastig. „Das weiß ich. Aber — mit seinem Blute soll er mit den Schimpf bezahlen müssen!“

Der Spanier war nicht weiter verwundert über dieses rasche Umspringen. Seit Ulrico krank und zerrüttet im Lager angekommen war, wechselte seine Stimmung in solch jäher Weise.

„Ja,“ fuhr er fort, „wenn die Stadt mit Sturm erstiegen wird — dann sei Gott allen gnädig, die mich erröthen und erbleichen machten. Meinen Dolch für Margarethe!“ —

„Ach,“ — erwiderte Hauptmann Antonio mit roher und geringschätzender Lache, „das ist zu gut für sie. Frag bei meinen Soldaten, was diese thun würden, — sie muß Dir die Freuden der Ehe gewähren, ohne daß Du sie heirathest!“

Diese Trivolität war hinreichend, um Ulrico Avatesta wieder zur Besinnung zu bringen. Sein Gesicht, das so glühend gewesen, wurde wieder blaß wie zuvor, um den Mund wurden die Spuren schmerzlicher Erregung sichtbar. Er biß sich auf die Lippe, um nichts Heftiges zu erwidern.

Antonio fühlte, daß sein Soldatenscherz am

unrechten Dete angebracht worden sei. Er suchte die Aufmerksamkeit seines Freundes auf den herrlichen Frühlingshimmel zu lenken und die poetische Seite desselben anzuregen. Aber dies war schwierig. Der Widerstreit durcheinander flutender Gefühle in der Seele des jungen Mannes war nicht sogleich gestillt. Ein reiner blauer Himmel verlangt auch, daß die Gedankenwolken im Innern der Menschen verscheucht seien, der Genuß des ersten frischen Grünseht Lebenshoffnung und Lebensmuth voraus. Das alles war bei Ultrico nicht der Fall. Die südliche Leichtblütigkeit, das sich gehen lassen und über den Tag wegeilen, das er sonst besessen, hatte durch die Vorfälle, die seine Flucht aus Antwerpen veranlaßten, einen gewaltigen Stoß erlitten.

Antonio ward endlich verdrießlich. Eine Partie seiner Kameraden, Offiziere von Julian Romeos Corps, waren zum Glückspiel zusammengesetzt. Er hatte Lust sich daran zu betheiligen — und wollte doch Ultrico nicht verlassen.

Ein Diener des Herzogs von Parma, der in diesem Augenblicke auf sie zukam, erlöste ihn aus seiner Verlegenheit.

„Signor Gianibelli — der Herr läßt Euch ersuchen, sofort in sein Quartier zu kommen. Er wünscht Euch zu sprechen!“

„Was giebt es denn, Juan?“ fragte Antonio. „Ihr habt's doch gewiß gehört.“

„Es ist ein antwerpischer Spion gefangen worden. Und da der Bürgermeister in der Stadt unsern Kundschafter, den wackern Juden Aaron, hat hängen lassen — so will der Herzog Genuß nehmen.“

„Muß ein hübscher Spaß gewesen sein, die Execution des Aaron“ meinte Antonio. „Der kleine, krumme, blödaugige Kerl — am hohen Galgen zum Vergnügen gemeiner Stadt!“

„Ein witziger Fleischer in Antwerpen, Van Stare hieß er, glaub' ich,“ nahm der Diener des Herzogs das Wort, „hat dabei einen hübschen Spaß gemacht! Er gab das Holz, woran er die geschlachteten Schweine aufzuhängen pflegte, zum Galgen! Ha! ha!“

Ultrico fühlte sich durch ein solches, dem Kriegslager angemessenes Gespräch sehr verlegt. Er fragte ärgerlich: „was soll ich beim Herzog? Wegen des Spions will er mich sprechen?“

„Er will fragen, ob Ihr ihn kennt — ob man dem Halunken vielleicht einige Mittheilungen entlocken kann!“

Ultrico mußte sich entschließen zu folgen. Er durchschritt an der Seite des Dieners rasch die Zeltgassen, die zum Quartier des Oberbefehlshabers führten.

Herzog Alexander von Parma, der große Feldherr der spanischen Armee in den Niederlanden, befand sich in dem kleinen Gemache, das ihm zum Schreib- und Arbeitszimmer diente, allein mit dem gefangenen Kundschafter. Er heftete die prüfenden Augen fest auf denselben und erhob sich beim Eintritt Ultrico's.

„Ein Antwerpner!“ rief er diesem zu. „Kennt Ihr ihn vielleicht, Signor?“

Der Gefangene hatte demselben den Rücken zugewendet. Jetzt drehte er sich herum, ruhig, kalt, gemessen; Ultrico bebte zusammen. Der Spion, der Antwerpner — dessen Leben und Tod von seinen Lippen abhing — war sein Oheim Gianibelli.

Seine erste Empfindung wollte ihn hintreiben, den Herzog auf der Stelle um das Leben des Gefangenen zu bitten. Er richtete eine Augenfrage an Gianibelli, derselbe wendete unmerklich den Kopf und Ultrico wußte nun, was er zu thun hatte. Tief athemholend antwortete er auf des Herzogs erneute Frage: „ich glaubte im ersten Augenblicke den Mann zu kennen. Mir ist, als ob ich sein Gesicht schon einmal gesehen hätte. Mit Namen und Stand aber ist er mir fremd!“

Der Herzog von Parma winkte Ultrico abzutreten. Dann fragte er Gianibelli: „kennt Ihr den Mann!“

„Ja! Es ist der Neffe unsers Ingenieurs, der wegen einer schmachvollen That aus Antwerpen entfloß! Jedes Kind dort kennt ihn und spricht seinen Namen mit Abscheu aus!“

„Schweigt!“ rief der Herzog heftig. „Daran ist der verdammte Gianibelli schuld, — der ehrsüchtige Demagog. Hätte ich ihn — er sollte an der Estacata meiner Brücke hängen!“

„Ihr werdet Euch wohl vor der Hand mit mir begnügen müssen“ entgegnete der Gefangene mit verstecktem Hohne.

„Für diesmal soll Gnade für Recht ergehen.“

Warne aber Menschen Deines Gelichters, Du bist ein Italiener — vielleicht gar ein Diener Gianibellis?"

„Das könnte wohl sein!“

„Nun“ — der Herzog erhob seine Stimme zu einem fast feierlichen Tone: „so gehe denn und sage Deinem Herrn, ich sei bereit, wenn er den Wettkampf mit Alexander Farnese aufnehmen will. Laßt Euch von meinen Schildwachen über die Brücke geleiten, seht mein Werk und erzählt der Stadt Antwerpen davon, daß sie sich in Zeiten bedenke!“

Ohne ein Zeichen der Freude über seine Befreiung blicken zu lassen, ging der einer Todesgefahr Entkommene zum Zelte hinaus. Der Herzog rief einen Offizier seiner Leibwache und befahl dem Gefangenen die Brücke und die vertheidigenden Forts zu zeigen. Ultrico war vor dem Eingang geblieben und blickte scheu nach Gianibelli. Dieser aber deutete nach dem Scheldestrom. Im Hintergrund des Gesichtskreises befand sich dort eine kleine Insel. Ultrico wußte, was das Handzeichen des Dheims zu bedeuten hatte, und entfernte sich nun rasch, um dem Begleiter keinen Anlaß zum Verdacht zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kurort Streitberg.

Eine Skizze

von

Georg Horn.

I.



Freundlicher Leser, ich will Dich einladen zur Wanderung zu einem stillen glücklichen Fleckchen von Gottes Erde, das nur wenige kennen, in die Thäler des fränkischen Gebirges. Folge mir, es wird Dich wahrhaftig nicht gereuen. Der Weg ist wie zu allem Guten und Schönen steil und rauh. Er geht durch hartnäckiges Waldgestrüppe, über rauschende, gischtende Bergwasser, über die oft nur ein Baumstamm gelegt ist, querfeldein über Steingerölle und graufenerregende Felsenklüfte em-

por zu Ruhepunkten, wo Du um Dich blicken kannst und trotz Deiner erschlaffenden Kräfte mir kräftig und mit dankbarem Lächeln die Hand drücken und erst nach langem bewundernden Schweigen fähig sein wirst, zu halblauten, abgebrochenen Worten der Bewunderung der Herrlichkeit um und unter Dir. Und dann werde ich mit Dir Umschau halten, werde Deinen Blick nach dem fernen Horizonte richten, nach den Bergen des Fichtelgebirges, die nur ein dunklerer, irdischer Farbenton von ihrer Vermählung mit dem Himmel abhält. In geringerer Ferne und bei klarem Himmel werde ich Dir Jean Pauls sonnenhelle Stadt, Baireuth zeigen; Dein Auge von Osten nach Südost richtend, werde ich Dich fragen: kennst Du wohl Nürnberg? Erkennst Du die Zinnen der Burg der Hohenzollern, die spitzen Thürme von St. Sebald und St. Lorenzen, die ein Bild des Glaubens derer, die sie gebaut, zwischen Himmel und Erde Verbrüderung geschlossen haben, und weiter ostwärts die Thürme von Bamberg, der alten Bischofsstadt, der Metropole Frankens mit ihren vielen Kirchen und leeren Klöstern? Und wenn Dein Blick ermüdet von den Sonnenstrahlen sich zur Labung hinab in das grüne, schattige Thal senkt, so werde ich Dich hinab führen durch das dichte ruhige Laubholz auf weichen Mooswegen, aber wenn unbeholfen ein buntgefleckter Salamander sich über den Weg bewegt, so bitte ich Dich, einen Augenblick still zu halten, damit Du dem armen Thierchen keinen Schaden thust. Im Thale wird Dir gar wohl zu Muth werden; Dein Fuß wird nicht ermüden, denn die Wege sind breit und eben, und der Kurzweil giebt es mancherlei, wie die Burgen, durch deren zerbrochene Mauerlöcher das höhnische Lächeln der Zeit grinsset, Klöster auf Felsen, die für den Himmel und klappernde Mühlen, die für die Menschen sorgen, wunderbare Felsenbildungen, aus denen die Volkspheantasie Gestalten erschaffen hat, wie Geistliche und Mönche, Narren mit der Schellenkappe, Bären, Wölfe u. s. w., und wenn Du ein offenes Auge für die Natur besitzt, so giebt es für Dich die schönsten Mineralien, die seltensten Versteinerungen und die duftigsten Blumen und Gewächse, die oft an keinem andern Orte der Welt mehr wachsen. Also folge mir, freundlicher Leser.

Es steigt eine Rauchsäule vor uns auf. Täusche Dich nicht, in diesen Thälern kennt man noch nicht den Dampf der Lokomotiven und Fabrikschlöte; in ächt patriarchalischer Weise dient er hier ausschließlich den Bedürfnissen des Magens. Dein Blick eilt geradeaus in das weite, sonnige Thal, das von der rechten und linken Seite zwei stolze Ruinen, die Reideck und die Streitburg einnehmen. Dort hinaus geht der Weg ins Nürnberger und Bamberger Land, unser Ziel aber soll ja Streitberg sein. Schau doch in die Tiefe, zu dem sanften Bergesabhang des Streitberg, zu den weiß und gelb getünchten Häuschen mit den rothen Dächern, zu den in der Frühsonne goldschimmernden Kirchensfenstern. Sind sie nicht so sonntäglich aufpepucht, daß man meinen möchte, es sei hier aller Tage Feiertag, und schauen sie mit dem Kirchlein nicht aus den grünen Linden wie gepuhte Lämmer aus dem Grase, die sich um ihren Hirten und Wächter geschaart haben? Nicht wahr, Dein Blick bleibt haften, Du bist überrascht — ein seliges Lächeln überfliegt Deine Züge. Habe ich nicht für Dein Herz ein Plätzchen gefunden? Ein frischer Morgenwind weht Dich an und röthet Dir die bleichen Wangen, mit Wollust athmest Du den duftigen und kräftigen Hauch ein — Deine matten Glieder durchströmt frische Kraft, Du drückst Deine Hände ans Herz, Deine Blicke strömen über von stillem Entzücken. Ich verstehe Dich, Du denkst „hier ist gut sein, hier will ich bleiben, hier will ich ruhen.“ Und ich ergreife Deine Hand, um Dich hinabzuleiten, wo Gesundheit für Körper und Geist wohnt.

Hörst Du den reinen Glockenton über das Thal schallen? Die Andl*) läutet die Molkenglocke auf der Terrasse des Kurhauses. Diese Worte überlegt sollen heißen: auf, auf, Ihr langsamen Schläfer, es ist sechs Uhr. Ihr hört sehr schwer und müßt sehr müde Augen haben, das muthwillige Geschwirre der Vögel und die hohen Strahlen der Sonne müßten Euch sonst schon längst die Ohren und Augen geöffnet haben. Macht nur nicht lange! Die klare, grünlichgelbe Wolke dampft schon längst. Und jetzt, wo die Töne verhallen, setzen wir hinzu, beugt sich die Andl Eurer harrend über die Brüstung des dunkelgrünen Geländers, das um die

*) Anna.

Terrasse herumläuft. Sie schüttelt den Kopf, weil sie noch niemand sieht, und Euer langes Schlafen nicht begreifen kann; sie steht mit der Sonne auf. Jetzt lüftet sich da und dort ein Vorhang, wobei manche schöne Hand schützend die von den Sonnenstrahlen geblendeten schöneren Augen bedeckt, öffnet sich hier und dort eine Thüre. Jedes Haus liefert sein Contingent zu dem Zuge von Damen, die bald schnelleren, bald langsameren Schrittes, je nach der Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes, den sanft ansteigenden Weg zum Kurhause grüßend und plaudernd heraufkommen. Freilich ist es mit der Toilette schlecht bestellt, und die Meisten gewähren in der dichten Vermummung von Seide oder Wolle nicht den allervortheilhaftesten Anblick, die Eitelkeit hat hier ihren kleinsten Spielraum und der Zweck des hiesigen Aufenthaltes tritt bei allen so gebieterisch in den Vordergrund, daß jene selbst den Männern gegenüber zurücktreten muß. Die Andl geht ihnen allen entgegen, und jedem streckt sie die Hände zum Willkomm entgegen, und den Schüchternen und Armen drückt sie sie nur noch kräftiger und herzlicher, dabei lacht sie aus ihren großen dunkelbraunen Augen und mit ihren frischen vollen Lippen, daß es allen gar nicht mehr wie Krankheit zu Muth ist. Ueber manches bleiche Gesicht, das sie jetzt begrüßt, fliegt eine jähe Röthe. Ich muß es nur sagen, es ist ein Zeichen des Meides, daß die Wangen der Andl einem frischen Borsdorfer Apfel nichts nachgeben, daß ihr braunes spiegelglattes Haar unter dem rothen Kopftuche ganz schwarz hervorsieht, daß die Augen von dem Schnee ihrer Wäsche geblendet werden, aber mehr als alles dies, daß die Männer dies alles bemerken und der Andl ihre Complimente darüber machen. Aber wißt Ihr denn auch, Ihr bleichen Damen, woher die Andl ihre kosmetischen Mittel bezieht? Ich will artig sein, und es Euch sagen. Aus dem Brunnentroge unter dem alten Weidenbaume vor dem Kurhause, und den Schnee ihrer Wäsche von dem grünen Rasen, auf dem sie dieselbe trocknet. Husch! Habt Ihr sie gesehen? Dort in der Thüre jenes kleinen Anbaues am Kurhause ist sie verschwunden — es ist die Molkenküche — um nach einigen Augenblicken mit einem großen Blechbrette daraus wiederzukehren. Auf dem Brette reicht sie das weinklare gesundbringende Getränk den Bedürftigen dar, immer tröstend,

mahnend, ermuthigend. Sie muß sich durch die Reihen drängen, das ist ihr größtes Vergnügen, wenn sie die Terrasse recht belebt sieht. Sie hat Ohren nach allen Seiten hin. Eine der Damen beklagt sich bei ihr über Kopfschmerz, eine andere über Erschlaffung der Glieder, eine dritte über schlaflose Nächte. Sie verspricht Abhilfe und giebt dem Doktor einen Wink, daß er sich zu den Damen begeben möge. Indem sie weiter geht, kommt ein junger blonder Mann an sie heran, ergreift mit der einen Hand ein Glas, legt die andere auf ihren Arm und zwingt sie so zum Stillstehen. Die Andl hört seine Scherzreden an, läßt sich aber nicht lange aufhalten, sondern macht sich von ihm los, wobei sie schelmisch nach einer jungen Dame zeigt, die in der Ecke des Geländers lehnend ihre Blicke und Gedanken auf die ihr gegenüberliegende Ruine gerichtet hält. Er nähert sich ihr. „Sie wenden Ihre Gedanken dem Vergehenden zu, dem todtten Sein, wie es diese Ruinen haben? Daran thun Sie Unrecht, gnädiges Fräulein. Diese Gedanken widersprechen Ihrer Jugend, dieser Stunde, die in ihrer Frische uns an das Leben weist.“ Eine leise Röthe dämmert bei dieser Anekdote über die blassen, schönen Züge des Fräuleins; sie richtet sich auf und in vier Augen begegnet Blau dem Blau, Himmel dem Himmel, weil Seele der Seele. Die leichte Lockenfülle aus dem Gesichte streichend, entgegnet sie mit weicher Stimme: „sind diese Gedanken bei mir nicht sehr natürlich? Habe ich nicht das Vergehende, das Sterben beständig vor Augen? Glauben Sie mir, der Anblick der Ruinen beruhigt und stärkt mich, weil ich der Zerstörung auch außerhalb des Krankenzimmers in der Natur begegne. Der Gedanke an Zufall und Willkür verliert sich: ich sehe den Tod als die letzte Entwicklungsstufe, als eine Nothwendigkeit an.“ Nach einigem Schweigen fährt sie fort. „Ich, wir alle wissen es den Aerzten daheim großen Dank, daß sie uns hierher gewiesen haben. Die wunderbare Luft stärkt meine arme Schwester und verlängert ihre Tage. Wer weiß, ob die Krankheit diese Wendung genommen hätte, wenn wir früher hierher gekommen wären.“ Verlassen wir jedoch die beiden; vielleicht haben ihre Herzen mit einander zu reden, und wie störend dabei eines Dritten Ohren sind, wissen wir ja selbst. Ist's nicht so, freundliche Leser?

Unter allen Dramen ragt eine — wir abstrahiren von ihren innern Eigenschaften — durch die Höhe ihres Wuchses hervor. Unter den Kurgästen heißt sie kurzweg die Edle und so wollen wir sie auch nennen. Leben und Schönheit muß einst dieses Gesicht geschmückt haben, das jetzt todttenblaß und entstellt von den Leiden der Krankheit aus der schwarzen pelzverbrämten Hülle hervorschaut. Und doch will sie nicht unter die Kranken gezählt sein. Sie glaubt an alles, selbst an das Schicksal in den Karten, nur an ihre Krankheit nicht. Die Andl, die bis auf's Haar jede vom Arzte gemachte Verordnung kennt, geräth mit ihr in Streit, weil sie nicht die ihr zugemessene Anzahl Gläser nehmen will. Keine will nachgeben. Was ist zu machen? Die Andl stellt das Brett bei Seite, verschwindet unter den Auf- und Abwandelnden und kommt gleich darauf mit dem Doktor zurück, einem Manne in den besten Jahren, der außer einem vortrefflichen Arzte auch der angenehmste Gesellschafter ist. Bei seiner Unterhaltung geht der Edlen — die nebenbei bemerkt, Wittwe ist — die Molke vortrefflich ein. Mit schelmischem Lächeln setzt die Andl ihre Wanderung fort. Eine lange, schlottrige, männliche Gestalt mit verwitterten Zügen drängt sich an sie heran. Guten Morgen, Herr Professor, redet ihn die Andl an und schlägt eine helle Lache auf. Denn der schwarze Strohhut war dem Genannten vom Kopfe gefallen und auf dem Boden weit hingerotht. Er hatte sich zu tief gebückt, um auf den Arm der Andl einen Kuß zu drücken, die Andl hatte aber eine geschickte ausweichende Bewegung gemacht und so den Unfall des von seinem Besitzer hochgehaltenen Hutes herbeigeführt. Still! Vom Kirchthürmchen läutet es zum Frühgebet. Die Andl muß beten, aber vergebens sieht sie sich nach etwas um, auf welches sie ihre Last absetzen könnte. Da fällt ihr Blick auf den Professor. „Sie können mir auch einen Gefallen thun,“ sagt sie und reicht ihm das Brett. Solcher Anwartschaft auf eine Gunstbezeigung von ihrer Seite kann er nicht widerstehen; er nimmt das Brett wirklich und harret damit geduldig aus, bis die Andl ausgebetet hat, wobei er weder die Betende noch seinen Hut aus den Augen ließ. Und o Wonne, die ihm aus den Augen und selbst durch die grüne Brille strahlt! Sie hält ihm zum Dank den Arm

ihn, er darf ihn küssen! Und zweifaches Glück! Während seine violetten Lippen sich an dem süßen Fleische roth und warm saugen, fühlt er auch den Hut wieder auf dem Kopfe! Eine Dame hatte ihm Tage vorher eine Legende erzählt; die Bamberger Schutzpatronin, Kaiserin Katharina, hatte eines Tages keinen Platz für ihre Handschuhe auf ihrem Betpulte; — wie verschieden, wie ganz umgekehrt jetzt! — sie war darüber in Verlegenheit; da brachen Sonnenstrahlen aus dem Himmel hervor, erfaßten die Handschuhe und hielten sie bis zum Ende des Gebetes. Der Professor muß sich aber nicht zu den ausschließlichen Günstlingen des Himmels rechnen, daß er glauben kann, die Sonnenstrahlen hätten auch ihm den Hut wieder aufgesetzt — er macht eine rasche, fast unwillige Bewegung und siehe die Erzählerin von gestern, die kleine Gräfin, steht vor ihm, eine sehr fein gebaute Gestalt, deren Lebendigkeit in Blicken, Mienen und Bewegungen nur in der Sprühkraft eines Feuerwerkes einen Vergleich finden kann. Der bestürzte Professor macht vor der Kleinen, die ihn mit halb muthwilligem, halb spöttischem Ausdruck scharf fixirt, einige Krachfüße, zieht seinen Strohhut ab, streicht die langen, schwarzen, in's Graue schillernden Haare zurück und wischt endlich aus Verlegenheit, daß die kleine Gräfin noch immer schweigt, an den grünen Gläsern der Beille. „Guten Morgen, liebe Gräfin“ beginnt er in ernstem, abgemessenem Tone. „Ei guten Morgen, mein lieber Professor“ entgegnet die Angeredete. „Sie sind schon sehr fleißig, machen schon in aller Frühe physiologische Studien. Sie haben gewiß an dem Arme der Andl etwas Neues entdeckt, vielleicht gar so etwas von Elektrizität, die sich Ihnen mitgetheilt hat? Sie sehen aber so traurig aus; hatten Sie vielleicht diese Nacht von einer Erdschicht geträumt, die sich unter ihrem Bette gebildet hätte, und hat Sie die getäuschte Hoffnung traurig gemacht? Wir werden es heute sehr warm haben, Sie könnten bei dieser Wärme ihr System der Natur ausbrüten, von dem Sie uns schon so viel gesprochen haben. Doch lassen wir das. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich wünschte die Schönsteinhöhle zu sehen und habe Sie zu meinem Begleiter ausersuchen. Ich hoffe, Sie werden keine Einwendungen machen.“ Der Professor reibt sich vergnügt die Hände, ein Zeichen, daß er sich höchst geschmeichelt

fühlt — „zum höchsten Vergnügen — zur höchsten Ehre“ stammelt er. „Aber drei Bedingungen erlaube ich mir zu machen,“ fährt sie fort. „Erstens, daß Ihr schlecht gezogener schmutziger Pudel zu Hause bleibt, zweitens, daß Ihr rothes Parapluie von der Partie ausgeschlossen ist, und drittens, daß Sie mich nicht mit physiologischen Vorlesungen quälen.“ Der Professor macht bei der letzten Clausel ein süßsaures Gesicht, willigt aber ein. „Ich erwarte Sie um zehn Uhr“ bemerkt sie im Abgehen. „Apropos, liebe Gräfin“ ruft er ihr nach, „ich meine: dieses seidene Kleid und der weiße Seidenhut werden nicht gut für die Höhlenfarth passen — Sie werden es gewißlich verderben. Schade darum. Ich werde für ein Staubhemd sorgen.“ Die Gräfin hüpfst lachend fort, und der Professor wendet sich zur Begrüßung an die Freifrau. Erstere durchspäht forschend die auf- und abwogende Menge. Jetzt hat sie das Gesuchte gefunden, dort am Weidenbaum einen jungen Mann von körnigem, gedeungenem Wuchse, der sich bei ihrem Nahen mit ziemlichen Phlegma vom Stuhle erhebt. „Vor allem sagen Sie mir,“ ruft sie ihm aus der Ferne zu, „welche Tinten Sie heute zuerst aufgetragen haben? Das muß ich wissen, es bestimmt Ihre Launen für den ganzen Tag. Sie sind sehr lebenswürdig und sehr abscheulich, je nachdem Sie am Morgen in hellen oder dunklen Farben malen.“ „Und wenn ich diesen Morgen in hellen gemalt hätte?“ erwiderte der Maler, sich mit schalkhaftem Lächeln den Schnurr- und Knebelbart streichend. „Wollen also für heute lebenswürdig sein?“ Der Maler nickt, seine zusammengekniffenen Augen ruhen mit halb wohlgefälligem, halb ironischem Ausdrucke auf der Kleinen. Dieser bestimmte Entschluß ist mir doch etwas verdächtig,“ spricht sie weiter, es muß ihm etwas anderes vorhergegangen sein. Halt, ich habe es! Ihre braune Hippokrene, das Bier, das Sie hier nicht haben konnten, ist aus München angekommen. Und darum hat man Sie den ganzen gestrigen Tag nicht gesehen.“ Bei dem süßen Laute des bitteren Getränkes schmalzt der Maler mit der Zunge; sein volles geröthetes Gesicht überkommt eine gewisse Verklärung. „Wenn ich aber doch eine andere Hippokrene gefunden hätte, daraus ich mich den ganzen gestrigen Tag begeisterte, und wenn diese Hippokrene das Madonnengesicht eines

Bauernmädchens wäre?" Die kleine Gräfin rümpft die Nase. „Ich muß Ihre Artigkeit wirklich loben," sagt sie, ohne die boshaften Blicke des Malers zu bemerken. „Ich glaube, es geht jetzt in der Malerei, wie in der Poesie, daß nämlich die Bauern- und Jägermädchen Mode werden. Vielleicht hat der Herr Poet dort" — sie zeigt auf das Paar, das wir vor kurzem verlassen haben — ihn auch glauben gemacht, daß die Poesie nirgends anders mehr zu finden sei, als in den Wäldern, auf den Heuböden und in den Kuhställen. Sie werden bekehrt werden. Fragen Sie doch den Poet, ob er seiner Ansicht treu geblieben ist. Ich glaube nicht, wie Figura zeigt," fügt sie mit bedeutendem Blicke hinzu. Den Maler reizt der Affekt der kleinen Dame. „Ich weiß, Sie sind eine kleine Aristokratin," sagt er abschließend. Doch die Widersacherin hatte dazu nicht Lust. „Wohl bin ich Aristokratin, was Sitte und Anstand betrifft, den Sie gegen mich verkehrt haben." — „Das wohl weniger, liebe Gräfin, als die große Wahrheit, daß man die Schönheit vor einer Schönheit nicht loben darf. Und das ist sehr unrecht; die Bewunderung der Schönheit kann eine Schönheit ja nur erheben. Und in diesem Sinn biete ich Ihnen für diesen Nachmittag meine Begleitung zu dem Madonnenbilde an." „Gut, ich nehme es an, aber glauben Sie nicht" — und hier bemühte sie sich sehr ernsthaft zu erscheinen, „daß ich Ihren Spott für Ernst nehme. Ich will nur die Beschaffenheit des Weibes kennen, die Sie begeistern kann. Etwas Absonderliches muß es jedenfalls sein." Die Anbl., die zum fünften oder sechsten Male die Runde macht, stört das Gespräch. Statt der Gläser blenden diesmal milchweiße Tassen und silberne Löffel die Augen, statt der Wolke dampft der Kaffee und dem zarten, labenden Dufte der braunen Bröckchen folgt jeder nach dem Zuge des Herzens? Nein des Magens. Die Hungernden und Durstenden versammeln sich an den Kaffeetischen, die aus dem Kurssaale auf die Terrasse getragen werden. Die Kurgäste brauchen nicht lange nach Bekannten zu suchen: sie bilden unter sich eine große Familie, in der jeder dem andern so weit bekannt ist, als es zu einem ungezwungenen, geselligen Verkehre nöthig. Unsere Personen finden sich wie von Unsefahr an einem Tische

zusammen, der Maler kommt an der Seite der Edlen von und zu zu sitzen, der Poet wird der Nachbar der kleinen Gräfin und der Professor gesellt sich zu dem blonden Fräulein. Zuletzt kommt noch ein Kaufmann dazu, ein Stammgast Streitbergs, der den Abend zuvor erst angekommen ist. „Meine Herren und Damen" beginnt die kleine Gräfin zu der Tasse greifend, „mir kammt hier ein Gedanken, dessen Ausführung höchst amüfiant wäre. Wie wäre es, wenn jeder Herr an die Dame, mit welcher er beim Frühstücke zusammentrifft, für den ganzen Tag, als Cavalier attachirt sein sollte?" „Angenommen" erscholl es einstimmig. „Notabene, von morgen geht es an" bemerkt sie. „Desto besser" ergänzt der Maler. Sie wirft ihm einen zürnenden Blick zu, mit dem es jedoch nicht so ernst gemeint ist. „Sie haben mir doch versprochen" flüstert sie ihm zu „heute wollten Sie nicht abscheulich, sondern liebenswürdig, sehr liebenswürdig sein." „Für heute" fährt sie gegen die, die dem Kaffee und den Bröckchen wacker zusprechen, „habe ich schon zwei Cavaliere, einen Vormittagscavalier für eine Höhlenfahrt" — hier zeigt sie auf den Professor — „und einen Nachmittagscavalier" auf den Maler zeigend — „für die Wallfahrt zu einem Madonnenbilde, einem Bauernmädchen." „Madonnenbild? Bauernmädchen?" wiederholt begierig der Professor. Der Poet, die Freifrau und das blonde Fräulein mahnen ihn an seine Zusage für den heutigen nachmittäglichen Ausflug nach Kloster Gösweinstein. Die Gräfin erläßt eine Einladung für die Höhlenfahrt. Das blonde Fräulein ist aber an das Krankenbett der Schwester, gebunden, der Maler an die Staffelei, der Poet an den Schreibtisch, der Kaufmann und die Edle haben sich dem Doktor, der eben zum Tische tritt, zu einem Besuche des petrefaktischen Cabinets, in welchem das berühmte Skelett des Höhlenbären, und zu einem Spaziergange nach der Muschelquelle versagt. Zur Theilnahme daran, als einer sehr nöthigen Erholung, beweet der Doktor auch die Mutter des Fräuleins, eine hohe stattliche Frau, mit Zügen voll Sanftmuth und Milde, aber auch voll tiefen Kummer. Sie nimmt den Platz der Tochter ein, wogegen sich diese an das Krankenbett der Schwester begiebt. Der Doktor stellt ihr den neuen Kurgast, den Kaufmann, vor. Letzterer

knüpft eine Unterhaltung an, versichert, daß er schon an vielen Kurorten gelebt habe, aber keinen kenne, der sich auf eine Art, wie Streitberg auszeichne, durch seine Lage zwischen drei größeren und merkwürdigen Städten, als Mittelpunkt eines Hügelnezes, die fränkische Schweiz genannt, deren Thäler voll romantischen Reizes zum Ziele so vieler und immer interessanter Excursionen gemacht werden können, durch seine weiche warme Luft, die ihn so sehr an Bogen erinnere, — denn hier falle, wie es bei ihm daheim oft der Fall sei, nie im Sommer Schnee — ferner durch die Naturwüchsigkeit und Redlichkeit seiner Bewohner — seit undenklichen Jahren sei hier nie ein Diebstahl vorgekommen — durch die Reinlichkeit der Wohnungen, durch die Solidität der Wirths, und endlich durch die erstaunliche Billigkeit der Preise. Er beginnt zu rechnen und bringt heraus, daß ihm ein vierwöchentlicher Aufenthalt nicht höher als auf fünfzig Gulden zu stehen komme, worin ärztliches Honorar, Logis und Table d'hôte im Kurhause mit einbegriffen sei. Während der Kaufmann auf diese Art an Streitberg zum Panzerritter mit vollem Rechte wird, war auch von anderer Seite die Unterhaltung mit großer Lebhaftigkeit geführt worden. Die kleine Gräfin forschte die Freifrau von und zu über ihre Träume in letzter Nacht aus. Zur Strafe für ihre Neugierde oder ihre Spottsucht mußte sie die Erzählung derselben geduldig anhören. Der Poet sprach mit dem Doktor über den Zustand der Schwester des blonden Fräuleins. „Jede Stunde kann der gefürchtete Augenblick eintreten“ war der Bescheid. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief mich das Sterben dieses engelgleichen Mädchens schmerzt, so tief wie noch kein anderes verühere ich Ihnen“ schloß er. Zwischen dem Professor und dem Maler wurde ein ästhetischer Gegenstand abgehandelt. „Ich will aber nichts wissen, von Ihrer veredelten Natur in der Kunst“ eifert am Schluß der Professor mit den Händen in der Luft herumfahrend. „Ich will auch in der Kunst die reine unverfälschte Natur. Ihre Ansichten sind ganz falsch; wenn Sie mit die Andl nach Ihrer Manier malten, ich würde das Bild Ihnen zer schlagen. Und ich will die Andl gemalt haben und von Ihnen, einem Künstler, aber merken Sie es

sich, nicht nach Ihrer Manier.“ „Und nicht unter zwölf Louisd'or“ fügte der Maler hinzu. „So theuer.“ „Weil ich nicht nach meiner Manier malen darf. Wollen Sie oder wollen Sie nicht, Professor, im nächsten Augenblicke kann ich nicht mehr wollen.“ Dieser wühlt sich in den Haaren, willigt zuletzt aber ein. „Also zwölf Louisd'or. Ich male sie Ihnen.“ „Still, still“ mahnt ängstlich umherblickend der Professor. „Verschwiegenheit, hören Sie? Aber noch eine Frage, wie bringen Sie die Andl zum Sitzen?“ „Sitzen?“ lacht der Maler, „einmal sehen!“ „Gut, gut, sie hätte auch nicht gewollt. Ich versichere es Ihnen. Aber ich werde ihre Sprödigkeit doch noch besiegen und mein Ziel erreichen. Aber schweigen müssen Sie.“ Die kleine Gräfin, zum Abgehen bereit, mahnt noch den Professor: „also um zehn Uhr hier auf diesem Platze. Seien Sie artig und lassen Sie mich nicht warten. „Kommt vor ihr denn nicht jedes Nein als Ja zum Vorschein?“ meint der Angeredete. Sie ist wie ein neckender Kobold — ja, ja Koboldchen Schadenfreud!“

Von acht bis zehn Uhr ist die Terrasse leer. Um diese Stunde füllt sie sich wieder. Es wird das Radikalmittel Streitbergs gereicht, das besonders auf den Magen und die Lungen wirkt, der dunkelgrüne aus Brunnenkreffe, Bitterklee, und gelbem Löwenzahn feischausgepreßte Pflanzenlaß, mit dessen Zubereitung, natürlich unter Aufsicht des Doctors, die Andl betraut ist. Seine Wirkung ist süß wie das Leben, weil er das fliehende zurück hält, sein Geschmack aber bitter wie der Tod. Sobald die Gläschen den Lippen nähern, fallen auch von den Hüten Fallschirme in Gestalt von Schleiern herab, um die Verwüstung zu verbergen, die solch ein bitterer Saft in schönen Gesichtern anrichten kann. Es ist zehn Uhr. Die Kurgäste sind noch nicht in voller Anzahl auf der Terrasse, aber unter den Anwesenden ist bereits die kleine Gräfin, angethan mit einem alten Concertbute und einem dunklen, unscheinbaren Burnus, der ihre Gestalt ganz einhüllt. Sie blickt nach rechts, nach links, sie macht die Runde um das Kurhaus. Keine Spur von dem Professor. Sie geht in das Kurhaus zurück, still! Aus der Küche, deren Thür nur angelehnt ist, vernimmt sie eine wohlbekannte Stimme, die des Ges-

sumten. Eine Rige in der Thüre läßt ihr einen Ueberblick. Die Andl ist am Herde mit dem Auspressen des Pflanzensaftes beschäftigt. Ihr gegenüber sitzt auf einem niedrigen Holzstöße der Professor. Die Andl zeigt ihm eine gelbe Blume. „Der gelbe Bärenzahn“ meint sie, „ist doch keine gar zu häßliche Blume.“ Der Professor nahet sich ihr langsam. „Ich kenne aber eine schönere,“ sagt er auf ihren Mund deutend, „freilich sie ist nur noch ein Knöspchen.“ Mit dem einen Arm umschlingt er die Hüfte des Mädchens, mit dem andern hält er ihre Hände gefesselt, und drückt trotz ihres Widerstrebens einen derben Kuß auf ihre Lippen. Die Andl aber wischt sich mit der Schürze ganz ruhig den Mund ab, schließt die Küchenthüre ab und beginnt ein Gläschen ergreifend zu dem Professor, der große Augen macht: „jetzt sollen Sie mirs kriegen für Ihre Unverschämtheit. Sie müssen mir jetzt Pflanzensaft trinken, so viel ich will. Haben ihn ohnehin noch nicht gekostet. Kein Gott kann Ihnen helfen, ich hab Sie in meiner Gewalt.“ O Todeschrecken für den verwöhnten Gaumen des Professors! „Andl! Andl!“ ruft er in verzweifelndem Tone. Der Schweiß steht ihm auf der Stirne; wobei wir es in Zweifel gestellt lassen wollen, ob die Angst oder das mächtige Küchenfeuer ihn austreibt. Die Lukrezia in Hemdärmeln hat kein Erbarmen mit dem armen Opfer, das sich vergebens nach einem rettenden Ausgange umsieht. Der Rauchfang wäre der einzige, aber des Professors Zwilchbeinkleider sind freischigewaschen. Die Grausame reicht ihm lächelnd das mit dem Gifte des Gaumens gefüllte Gläschen hin! — Er reißt es ihr aus der Hand — leert es in einem Zuge — ein Todeszucken auf seinem Gesichte — das Glas fällt klirrend zu Boden — zum Schrecken der Andl, denn es kostet selbst im Duzend sechs Kreuzer. „Ha, mein Eingeweide brennen! Du hast mich vergiftet, Andl!“ „Gehen Sie, haben mir auch das Gläschen zerbrochen. Aber was thut. Es wird Ihnen doch vergangen sein.“ „Meinst, Andl? Es geht mir wieder ganz gut und — und wenn Du mir einen zweiten Kuß giebst, trink ich einen ganzen Topf Pflanzensaft aus. Ich meine es wirklich ernsthaft mit Dir, darfst nur sagen, wenn die Hochzeit sein soll.“ Die Andl greift nach einer Waffe, einem Besen. Die Horcherin wird

gestört. Einige Herren und Damen treten in die Hausflur. Sie winkt sie an sich heran, stellt sie zu beiden Seiten der Küchenthüre in zwei Reihen auf und setzt dann ihre Betrachtungen fert. Der Professor fährt fort: „und wenn Du von mir mehr darüber hören willst, so geh heute Abend um acht Uhr hinauf auf die Streitburg zum Fenster, wo die Harfe ist; dort sollst Du mir auch ja oder nein sagen. Willst Du Andl?“ Sie verspricht hellauslachend. „Aber noch einen Kuß. Andl, ja Andl. Ich gehe nicht eher.“ Das Mädchen zeigt aber keine Lust die Bitte zu erfüllen, im Gegentheil mit der einen Hand hebt sie den Besen auf, mit der andern greift sie nach dem Thürschlosse. Der zärtliche Liebhaber versteht diese ziemlich kategorische Mimik. Er macht einen ziemlich gewagten Sprung durch die Thüre — wobei er auf dem Rücken ein leises Gefühl, wie von einem streifenden Besen empfindet — gellendes Lachen verfolgt, gellendes Lachen empfängt ihn. Die kleine Gräfin erbarmt sich des Verblüfften, indem sie ihn beim Arme nimmt und durch das Spalier mit sich in den Garten fortzieht, wo er wieder zur Besinnung kommt. „Das war die Strafe für Ihre Unart, mich warten zu lassen. Für ein andermal möge es Ihnen zur Warnung dienen. Und nun lassen Sie uns die Höhlenfahrt antreten. Apropos, haben Sie dem Höhlenaufseher die nöthigen Requisitionen vorausgeschickt und ist Ihr Pudel in guter Verwahrung, damit er uns nicht nachgaloppirt?“ Der Gefragte bejahet.

Der Weg nach der Schönsteinhöhle, einer der größten und schönsten im Gebirge, führt von Streitberg links ab anfangs auf Feldrainen durch dichte Obstbaumpflanzungen, weiterhin durch einen prächtigen jungen Laub- oder Epheuwald, denn Stämme und Felsen sind davon aufs üppigste überwachsen, bis rechts ein schmaler Weg abspringt, der bergan über Felsen und Gestrüpp den Wanderer zum Ziele, zum Eingange der Höhle bringt. Für den Professor ist es ein Höllengang. Die schönsten und seltensten Moose, wie lichen saccatus, stemmonites cinnabarina, Peziza striata, die er sorgfältig umgeht, um die er springt, wie ein Kind um den Weihnachtsbaum, beachtet sie nicht, ja tritt sie nieder. Er hat ein Lager der seltensten

Pflanzen aufgefunden, wie sie auch nur in dieser Kalkregion vorkommen, und wie er sie nie in dieser Bereinigung getroffen hat. Er will stehen bleiben und Untersuchungen anstellen. Die Gräfin drängt zum Gehen, querfeldein jagt sie einer Iris nach, der Professor muß Geduld haben, bis sie den Schmetterling in Händen hat. Im Angesichte der colossalen Felsengruppen thut sie ihren Schritten Einhalt. „Was sind diese Felsenmassen für uns erbärmliche Menschen, was sind sie für Gott? Für ihn ein Hauch!“ ruft sie bewundernd aus. „Jurakalk sind sie,“ berichtet der Professor, „Jurakalk, welcher aus fünf bis zwanzig Fuß mächtigen Schichten besteht und auf einem Sandsteinslöß gelagert ist. Die höchsten Punkte des Kalksteinslößes bedeckt Dolomit und es“ — „Professor, Sie vergessen die Bedingung, mit keine physiologische Vorlesung halten zu wollen.“ Sie tritt in den Wald; sie breitet die Arme nach Oben: „von wannen das Rauschen? Was singt ihr mit Quellen?“ erhebt sie laut ihre Stimme. „Albernheit“ brummt der Professor. „Merken Sie es denn nicht, daß ein Nordwestwind geht? Und gestern hat es geregnet, darum machen die Wasser mehr Gerausch.“ „O du Waldesfang, Harmonienklang von meines großen Gottes Schöpfung“ ruft sie von Neuem. Der Professor wird unwillig. „Aber hören Sie es denn nicht, daß es nur die Amseln, Drosseln, die Finken und Rothkehlchen sind? Sie klettern den Berg hinan.“ „Halt!“ — „Professor! — ich falle!“ — „Ihren Arm!“ — „Ein Dornenstrauch versperrt mir den Weg“ — „Ich werde mich verlegen.“ — Halten Sie den Strauch von einander, Professor!“ Wer war nach diesen und ähnlichen Intermezzos über die Ankunft am Ziele froher, als der keuchende, schweißtriefende Professor! Die kleine Gräfin will

sogleich die Früchte der Wanderung genießen und eilt dem Eingange zu. „Zurück, Unbesonnene“ schreit der Begleiter ihren Arm umfassend, „es ist Ihr Tod!“ „Am Ende habe ich Ihnen auch mein Leben zu verdanken, Professor. Offen gestanden, das wäre mir sehr unlieb; es ist mir nichts unbequemer, als ein Lebensretter, glauben Sie mir. Gegen Sie würde der Grad der Dankbarkeit mich verlegen machen, sie hat durch Ihre Begleitung bereits den höchsten erreicht.“ Der Professor schmunzelt. „O Sie Liebenswürdige“ stammelt er, ihre Hand zum Kusse erfassend. „Und jetzt, verstehen Sie, als Zeichen meiner Dankbarkeit, gestatte ich Ihnen eine physiologische Vorlesung zu halten,“ ruft sie — „aber sehr kurz muß sie sein. Hören Sie mich erst an. Ich weiß, daß im Streitberger Thale die Bäume vierzehn Tage früher blühen, als an Orten, die nur zwei oder drei Stunden davon liegen, daß die Luft im Streitberger Thale um vieles milder ist, als in den obigen Thälern. Man glaubt, sich in einer mit erfrischenden Nahrungsstoffen geschwängerten Atmosphäre zu befinden, hier wird das Athmen zum Genuß. Ich fühle mich von diesem Spaziergange, von dem Ersteigen dieses doch ziemlich bedeutenden Berges nicht im mindesten ermüdet, während ich doch zu Hause in der Sandebene kaum eine halbe Stunde gehen, noch viel weniger einen Hügel ersteigen kann. Sollte diese Verschiedenheit auch in der Atmosphäre liegen? Erklären Sie es mir.“ Der Professor wirft sich in eine gelehrte Positur, rückt die Brille, spreizt die Finger zum demonstrieren, räuspert sich ein, zwei, dreimal und beginnt eine Abhandlung, die wir uns für den zweiten Abschnitt unserer Skizze aufheben wollen.

(Schluß folgt.)

G e d i c h t e.

Die verschwundene Sennin.

(In Musik gesetzt von Emil Büchner.)

Wer wandert so spät noch im Sturmgehaus
Bom Gimpfel der schwindelnden Höhe her?
Weh mir! die Gestalt ist der Vergess' graus —
Die Maid, die er küßt, sieht man nimmermehr!

Nach auf, schöne Sennin! es wettet toll;
Laß mich in Dein trauliches Kämmerlein;
Die Berge sind heute zu nebelvoll,
Zu naß mir mein Thron auf dem Kaiserstein.

Nach auf, holde Sennin! Du sollst dafür
Bewohnen Paläste von Bergkristall;
Noch mehr, süßes Liebchen, ich schenke Dir
Das ganze, schöne, unendliche All!“ —

Es rauschet der Regen in Strömen herab,
Wie ächzet die Erde beim Donnerschlag!
Die Blitze verschwinden im nächtlichen Grab —
Drauf wölbt sich stillselig ein blauer Tag.

Was weht denn so milde, so geisterklar
Hold über die Busen der Alpenwelt?
Was murmeln die Quellen? was ruft der Nar
Im weiten unendlichen Himmelszelt?

Was flüstert sylphidenartig, so leis,
Wie sterbende Liebe im Untergehen?
Wer spiegelt sich dort wohl im Gletschereis? —
Die Sennin ward nimmer und nimmer es ehn!

Der Matrose und sein Kind.

Nicht wahr, Vater, in den Lüften
Weht ein tückisch böser Geist?
Der die Segel, die sein Spielzeug,
Wie ein Knabe wild zerreißt —
„Ja, mein Kind, ein Geist!“

Nicht wahr, Vater, in den Fluten
Haust ein ungeheures Weib?
Das hinab zum dunklen Grunde
Zieht im Sturm des Schiffes Leib —
„Ja, mein Kind, ein Weib!“

Emanuel Raulf.

Sommernacht.

Hast Du den Zauber nie empfunden,
Die tiefe, wunderbare Nacht,
Wenn um die Erde sich gewunden
Der Fecenarm der Sommernacht?
Wenn Wohlgerüche sie und Blüten
Aus ihrem duft'gen Kelche gießt,
Dich lind umsäelt und dem Müden
Zu süßer Ruh' das Auge schließt?

Dann lieb' ich es im Mondenscheine
Zu gehen durch die stille Flur,
Mit meinem Hochgefühl alleine,
Fern von des Alltagslebens Spur;
Aus seinem Kerker fortzuwandern,
Der mich so schwer umfassen hält;
Hinweg zu fliehn zu einer andern,
Zu meiner Seele Traumwelt.

Durch's Dunkel solcher Nächte schimmert
Der lichte Stern der Poesie,
Was mir die Wirklichkeit zertrümmert,
Baut neu sich auf die Phantasie.
Was irdisch ist, es muß veralten,
Und sinken von des Lebens Höh'n,
Doch unsrer Träume Lichtgestalten
Sie bleiben ewig, ewig schön!

Wilhelm Williard.

Die beiden Finkenstein.

Lustspiel in einem Aufzuge nach der Idee einer Chronik
von
M. Solitaire.

Personen.

Graf Finkenstein.
Heloise, Baronin von Hochthal.
Tobias Schlemihl, ein Müllergesell.
Jeremias, }
Jesaias, } Müllerburschen.
Urias, }
Cäcilie, genannt Zilli, die Tochter des Wirths zum
„goldnen Hirschen.“
Herr von Frankentern, ein Freund des Grafen.
Der Hirschenwirth.
Bauerburschen, Jäger und Gefolge.

Scene: Im Wirthshaus zum „goldnen Hirschen“ in
der Umgebung von Larenburg bei Wien.

Wirthsstube zum „goldnen Hirschen.“ eine Gaststube
auf einem Dorfe in besserem Stuhl darstellend; rechts und
links blank geschauertes Zechgetöse, auf dessen einer
Seite Schemel, auf dessen anderer, der Wand zunächst

befindlichen, Bänke sind. Drei Thüren nach drei Sei-
ten; neben der Thür im Hintergrunde eine gewöhnliche
mit Krügen, Seideln (mit zinnernen Deckeln) und Fla-
schen besetzte Schenke. Neben der Schenke auf einem
Schemel ein Kästchen, in dem ein messingener Hahn.
Auf der andern Seite neben der Thür im Hintergrunde
ein ins Freie gehendes Fenster.

Erste Scene.

Cäcilie, genannt Zilli, sitzt im Hintergrunde in tran-
riges Nachdenken verloren, und dabei langsam spin-
nend. Es treten Tobias Schlemihl, im Sonn-
tagelostum eines Müllergesellen, einen Filzhut mit
breiter Krümpe auf dem Kopfe. In der Hand trägt
er ein in weißes Linnen gewickeltes Packet, aus
welchem ein goldener Degenriff mit silbernem
Vort'pee hervorsieht; gleich nach seinem Eintritt
legt er dies Packet so auf einen Schemel, daß ein
Theil des Inhalts, der reich gestickte Kragen eines
vornehmen Jagdkleides, sichtbar wird. Ihm folgen
die Müllerburschen Jeremias und Jesaias mit
Hüten (gleich dem des Tobias), Urias mit einer
weiß und rothgestreiften Zirkelmütze.)

Tobias (singt beim Eintritte nach bekannter Melodie.)

Der Graf von der Finkenstein
Hat all sein Geld verspielt;
Vertrunken auch in Bier und Wein,
Daß er Nichts mehr behielt.

Daß er Nichts mehr behielt.
Da capo mit Chor.

Immer heran da, meine Herren Burschen, meine geehrten Herren Dummtians! Immer heran, Ihr schnöden Kleiensieber Jere-nias, Jesaias, Urias! Laßt heut den Wind seinen Mantel tragen, auf welcher Schulter er nur immer mag! Heute wird kein Mehl gemacht, absolut gar kein Mehl! Heute wird blau gemacht, will ich Euch sagen! Recht blißblau! (Zu Zilli, die sitzen geblieben und fortspinnt.) Heda, Zilli! Tummle Dich, meine schneeweiße Hirschkuh! Meine lilienfarbige Hinde! Zuerst bringe mal von dem Dir bewußtseienden, mit gelbem Siegel zugestropften, in gutem Angedenken stehenden Sechsvierziger 1, 2, 3, 4, nein lieber gleich sechs Flaschen! Es ist gar so nobel, mehr zu bestellen, als wie man bezah — nein, wollt ich sagen, wie man trinken kann (Zilli hat die Arme über einander geschlagen und sieht ihn sitzen bleibend launisch an.) Nun, was siehst Du mich an! Was bleibst Du sitzen, als wärst Du mit Mehlkleister an den Schemel gekleistert! — Ich mach' heut den Wirth, sag ich Dir, ich, der nobelste Müllergesell, der jemals einen Windmühlenbock gestellt, ich, den sie den Grafen nennen! Bist Du taub geworden, Zilli! Es ist doch so einfach, wenn ich sage: Zilli, marsch nach dem Keller! (Ihr in die Thren schreitend:) Bist Du taub!

Zilli (wöttisch.)

Nach dem Keller gehn ist freilich sehr einfach! Taub geworden bin ich auch nicht. Aber —

Tobias.

Nun, was ist denn aber?

Urias (dumm witzig.)

Ja! was ist denn aber? Dies Aber ist Aberwitz! Und das einzige Aber, welches statuiert werden kann, ist das Aber, das wir großen Durst (spricht es „Dorscht“ aus) haben.

Jesaias und Jeremias (weinerlich.)

Ungeheuer sehr großen Durst! (Dorscht.)

Jeremias.

Denn sie haben uns heute Wurst- (Worscht-) Suppe gegeben auf der Mühle zum zweiten Frühstück, die Frau Mühlmeisterin und die dicke Anne Marie.

Jesaias.

Ja! und dieses ist darum geschehen, weil sie vorgestern ein Schwein geschlachtet auf der Mühle, die Frau Mühlmeisterin, die dicke Anne Marie und der bürgerliche Schlächter aus Larenburg.

Jeremias.

Bemeldetes Schwein hat zum Gotteserbarmen gewimmert, daß mir die Haare zu Berge gestanden in der Kleinkammer, als es durch einen unartigen Rippenstoß bedeutet wurde, auf diese Welt

zu kommen, nein, wollt ich sagen, von dieser Welt zu gehen.

Urias.

Ja! und diese Welt ist doch so schön! (Tobias und die Burschen sind während dieses Gesprächs der Zilli immer näher zu Leibe gegangen.)

Zilli (sie zurückstoßend.)

Wollt Ihr mit vom Leibe, Ihr Schlingel, und Du auch, Tobias! Ihr wollt mit nur meine Gedanken verwirren, und die sind schonso verwirrt genug. Was geht mich Eure Welt und Eure Mühle, was geht mich Euer Durst und Eure Wurst an! Mein Vater, der schon heute Morgen ganz früh zum Herren Oberamtschreiber nach Larenburg gegangen ist, hat mir verboten, Euch auch nur noch für einen halben Kreuzer Kredit zu geben. Ihr wärt ihm saubere Bögel, hat er gesagt, Ihr Herren Windmüller! Von der letzten Kirchmeß her seid Ihr noch die ganze Zechen schuldig. Da seht her! (Auf eine Tafel zeigend, die mit Kreidezeichen bemalt an der Schänke hängt.) Nicht einmal das Musikgeld habt Ihr bezahlt. (Zu Tobias.) Du auch nicht, Finkenstein! — Ihr sollt auf Eure Mühle gehn, läßt Euch der Vater sagen: denn, sagt er, er hat seinen Wein und sein schönes Doppelbier nicht dazu, sagt er, um das gute Getränk, sagt er, von Euch mehlsiebenden Schlingeln, sagt er, für umsonst austrinken zu lassen, sagt er.

Tobias.

Ah! pfeift der Wind aus der Richtung? Nun ängstige Dich nicht, mein süßes Hirschkalbchen, sage ich. Sage Deinem Vater, Zilli, er soll seine Leute besser kennen lernen, sage ich! Respekt soll er haben vor denen Müllern, sage ich, und namentlich vor denen Windmüllern, sage ich! Das sind noble Leute, die bloß Wein gegen Kompant verlangen, sage ich! Kennst Du diesen Schweden? (Einen Louisd'or aus der Tasche seiner Jacke holend und ihn auf den Tisch werfend.) Kennst Du diesen Schweden, Hirschkalbchen, frag' ich?

Zilli (naiv überrascht.)

Heilige Mutter! Mich dünkt, dieser Schwede ist ein Goldstück, ist ein Louisd'or. Ja! das ist etwas anders!

Tobias.

Mich dünkt, mein Kalbchen Schneeweiß, diese Deine Bedünkung von diesem Dich also dünkenden Schweden ist eine nicht unrechte Bedünkung; und dünkt mich ferner, daß wenn Du immer mehr Bedenken getragen, Dich mehr bedünken zu lassen, als Dir zukam, es noch besser um Dich und Deine Bedünkung stehen würde. (Prahlerisch.) Wo aber dieser Schwede sitzt, da seind ihrer noch mehre zu finden: es seind

ihrer Summa an die 25: just so viel, als Mannschaften von der ehemaligen Bürgerwehr sich einzustellen pflegten, wenn der Herr Hauptmann die Kompagnie exerciren wollten. Verstanden?

Zilli.

Ja, ich hab's verstanden! — Aber dann wart nur einen Augenblick, lieber Finkenstein! Ich geh schon und hole den Wein. (Zilli mit einem Schlüsselbunde ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Bücherchau.

Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit von Arnold Schloënbach. Zwei Bände, Breslau, Verlag von Trevendt und Granier 1853.

Die Literatur, die Poesie der Gegenwart ist bekanntlich ein Bild von Gegensätzen. Im Roman und in der Novelle muß das reine, bewußte, künstlerische Schaffen mit den Versorgern der Leihbibliotheken, den unermüdblichen Buchstaben- und Bücherfabrikanten das Feld theilen. Hie Welf! hie Waiblingen! heißt es. Mit Bedenken nimmt der Referent die neuen Erscheinungen eben darum zur Hand.

Wo indeß ein Name schon so guten Klang hat, wie der Arnold Schloënbachs, können diese Bedenken nicht auskommen. Und in der That hat der treffliche Dichter in diesen vorliegenden beiden Bänden ein Werk geliefert, das in jedem Sinne Lob verdient. Ohne einen Panegyrikus anzustimmen, dürfen wir wohl behaupten, daß besonders in den komischen Partien wahrhaft Bedeutendes vom Verfasser geleistet wurde. „Zwei Originale oder es fehlen die Schaafse“ und „der selbstständige Mann und sein Musenhof“ sind kleine Meisterstücke des Humors. Freilich eines Humors, der bei dem deutschen Publikum schwerern Eingang findet, als die Witzreißerei und Wortspielmacherei der Saphir, Drobisch u. s. w. Von den ernstern Genrebildern scheint uns „die Familie Stoops“ das jedenfalls gelungenste. Lebendigkeit und Frische, klare, lichtvolle Erzählungsweise, und ein einfacher durchaus nobler Styl sind nicht minder zu rühmende Vorzüge des Buches. Dasselbe ist mit einem lesens- und beherzigenswerthen „Widmungsblatte“ Karl Gutzkow zugeeignet.

Die Ausstattung ist eine sehr anständige — wie sie überhaupt die thätige Verlagshandlung allen ihren Werken angedeihen läßt. ○

Der Schalksknecht. Eine Berliner Stadtgeschichte von Friedrich W. Ebeling. Leipzig, Carl Neiseburger 1853.

Der Verfasser der vorliegenden Berliner Stadtgeschichte ist durch die Romane „Fabian Gosler“, „Zehn Jahr im Zuchthaus“ u. schon früher bekannt geworden. Eine große Schärfe der Beobach-

tung, tiefe Einblicke in das sociale Treiben der Gegenwart sind die Hauptvorzüge — wie der frühern auch dieses Werkes. Der auffallende Charakter des Arztes Rudolph, des Helden der Geschichte, dürfte manchem bedenklich erscheinen — er ist jedoch denkbar und wenigstens der Hauptsache nach psychologisch motivirt.

Ob aber überhaupt, wie es jetzt mehrfach und so auch hier geschieht, die Vorlegung der gesellschaftlichen Wirren, die socialen Probleme und Theorien in den Roman gehören? Ob derselbe nicht auf diese Weise der Poesie ganz entfremdet werden muß? Dem Verfasser, der diese Form für seine Zwecke wählte, ist darum weniger ein Vorwurf zu machen, als dem Publikum, welches ernste Wahrheiten und nackte Thatfachen in solcher Form verlangt. Eine Vorrede, die sich über das Unwesen der Tageskritik verbreitet, enthält neben Uebertreibungen vieles Wahre und Durchdachte und verdient Beachtung.

R. R.

Volks geschichten von Louis Würdig. Dessau, Druck und Verlag von Hermann Neubürger, 1853.

Drei Erzählungen „Hildebrands Fried oder das Mannlehngut“, „die Angermüller“ und „Murrfusel“ betitelt, bilden den Inhalt des vorliegenden Bändchens. Sie gehören in das Genre des D. W. von Horn'schen Spinnstubengeichten, der Volkschriften des Zwickauer Vereins u. Kartoffelnahrung für den Geist, welche den Menschen gutmüthig dumm macht! Alte verrottete und verrostete Zustände, Anschauungen, Sitten werden hier selig gepriesen, statt hält der Verfasser seine Menschen in den Schranken die der Geist längst überwunden hat, und die als entgeistigte Formen keine Bedeutung mehr haben. Seine Erzählungsweise natürlich leidet an diesem überwundenen Standpunkt. In Ifflands Dramen übernimmt bekanntlich gewöhnlich der Fürst oder erste Minister die Stelle der Vorsehung, in diesen Geschichten greift sie unmittelbar werthätig mit wildgewordenen Pferden, Blitzschlägen und gesunden Familienschätzen aus dem siebenjährigen Kriege, unverhofften Erbschaften u., zum Glück der frommen, rechten und schlichten Helden oder Heldinnen ein.

Herr D. W. von Horn wird gewiß nicht ermangeln, diese Erzählungen neben den feinigern zu empfehlen.

Die Ausstattung ist im Verhältniß zu dem billigen Preise sehr anständig.



Revue.

Literatur und Poesie.

Ein Werk von Franz Brendel. Von Franz Brendel, dessen „Geschichte der Musik“ den verdienten Beifall beim Publikum gefunden hat, steht in kürzester Frist eine neue bedeutende Arbeit unter dem Titel: „die Musik der Gegenwart und das Gesamtwerk der Zukunft“ in Aussicht. Wir werden seiner Zeit auf diese geistreiche und interessante Schrift des Redakteurs der „Neuen Zeitschrift für Musik“ zurückkommen.

Ein Drama von Robert Gieseke. Die große Regsamkeit, mit welcher sich gegenwärtig die Dichter der Bühne zuwenden, ist in der That ein charakteristisches Zeichen der Zeit und der vollgültigste Beweis, wie allgemein es erkannt wird, daß das höchste Ziel aller Poesie eben das Drama ist. Auch der Romandichter Robert Gieseke, der Verfasser der „Modernen Titanen“, des „Pfarr-Röschen“, des jüngst erschienenen Romans „Große und kleine Welt“ ist gegenwärtig mit einem dramatischen Werke beschäftigt. Der Stoff ist aus der preußischen Geschichte gewählt und dürfte sich als sehr wirksam erweisen.

Musik und Theater.

Davison in Dresden und das Schauspiel daselbst. Dem Vernehmen nach ist Bogumil Davison bereits in Dresden für das Hoftheater engagirt worden. Wenn schon seither das Personal der genannten Bühne im Schauspiel die glänzendsten Namen einschloß und einen Emil Devrient, eine Maria Bayer-Bürk, eine Franziska Berg sein nannte, so ist mit Davison der Juwel der recitirenden Darstellung gewonnen. Da auch das Dresdner Schauspielrepertoire zu den trefflichsten zählt, und neben Shakespeare, Calderon, Göthe, Schiller, Lessing, Heintich von Kleist u. a. die Werke neuerer Dramatiker, vorzüglich die Gutzkows auf den Brettern erhält, so werden sich die Augen der Kunstfreunde bald eben so nach der Elbresidenz wenden müssen, wie sie es seither nach Wien und München gethan haben. Bekanntlich war es auch das Dresdner Hoftheater, welches Otto Ludwig zuerst introducirte.

Lorzing's Opern. Es ist eigenthümlich wie plötzlich jetzt wieder die fast vergessenen Opern Albert Lorzing's zur Aufführung gelangen. In Breslau hat man den „Großadmiral“ neu einstudirt, in Braunschweig steht „der Wildschütz“ in Aussicht, in Dresden kam wie schon gemeldet „die Opernprobe“ zur ersten Aufführung, kurz es zeigt sich, daß die deutsche Bühne nur eines „Veithammels“ bedarf, wie sich ein Kritiker ausdrückte, um etwas zu thun oder zu lassen.

Correspondenz.

Berlin, November 1853.

Der Winter und seine Freuden sind bei un-
eingezogen, Kladderadatsch ist lustig, und die Theater
spielen, als ob die orientalische Frage mit dem ans-
muthigen Hintergrunde des europäischen Krieges gar
nicht vorhanden wäre. Was aber kummert uns,
die Berliner nämlich, die Zwistigkeiten der hohen
Diplomatie? Panem et Circenses!

Im Hoftheater ließ Elise Schmidt ihren
„Machiavell“ aufführen. Einiges Mißtrauen
war gegen das neue Werk doch vorhanden. Man
dachte an den „Genius und die Gesellschaft“, an
kritischen Lärm und getäuschte Erwartungen. Es
hieß indeß der Dichterin Unrecht thun, wenn man
nicht zugeben wollte, daß sie mit dem „Machiavell“
einen bedeutenden Fortschritt gemacht hat. Das For-
cirt in ihren Entwürfen und Ausführungen, die
„geniale“ Unregelmäßigkeit und die geschraubte Phra-
scologie fängt sich an zu verlieren. Der Geist bleibt
natürlich derselbe, und auf diese Weise können wir
hoffen, daß Elise Schmidt doch noch Gedeibliches
für unsre Bühne produciren und nicht nur die Zahl
der leichten Stücke vermehren.

„Herzog Ernst von Schwaben“ von
Ludwig Uhland, ist ein Drama, das wohl ver-
dient aus dem Staube der Bücher in die flitternde
Coulissenwelt versetzt zu werden, ein Stück von poe-
tischem Kern und Werth, wenn wir auch nicht ge-

rade den Enthusiasmus **Ludolf Wienbargs** und anderer dafür theilen. Sonst haben auf unserer Hofbühne verschiedene Schau- und Lustspiele in bester Form Fiasco gemacht. Dagegen feiert Frau **Charlotte Birch-Pfeiffer** neue Triumphe!

Im Hofoperntheater noch keine Spur von **Richard Wagner**. Die neuen Opern: **Doorns** „*Nibelungen*“, **Flotows** „*Rübezahl*“ sind bis auf weiteres zu den Acten gelegt, dafür wurde **Gretrys** „*Richard Löwenherz*“ mit dem historischen „*O Richard, o mon roi!*“ neueinstudirt und eine Oper, (Schweizer Familiengemälde) „*Toggeli von Hans Köster und Tauber*“ gegeben. Das **Friedrich Wilhelmstädter Theater** bringt Possen und Lustspiele und läßt spanisch tanzen, in der Königsstadt rumorte „*Edelmann und Bauer*“, Drama von **Doorn** über die Bretter. Besser hätte das Produkt „*Schauer- und Trauergemälde*“ heißen, denn Drama. Die Freibillets sind billig, Papier und Druck ist aber theuer, darum übergehen wir die sonstigen Kunstherrlichkeiten. —

Das nächstemal giebt es vielleicht etwas zu berichten, was einem das Herz erfreut.

Vermischtes.

Pietistischer Fanatismus. Wobin die religiöse Aufregung und der pietistische Fanatismus führt, hat sich erst jüngst wieder auf eine sehr schauerliche Weise in Potsdam gezeigt, wo jetzt der Pietismus seine düstere gottselige Wohnung mehr als irgendwo anders aufgeschlagen. Ein Fremder wünschte dort, so berichtet man uns, die neu erbaute Friedenskirche zu besichtigen, und veranlaßte deshalb den Küster ihm am Sonntag Nachmittag, nach schon beendetem Gottesdienst, die Kirche wieder aufzuschließen. Beim Eintritt in dieselbe vernahmten sie ein dumpfes Aechzen und Stöhnen, und dem Schall folgend, gewahrten sie, daß an dem in der Kirche aufgestellten Marmorcrucifix eine menschliche Gestalt hing, die sich eben in den letzten Todeszuckungen zu bewegen schien. Man beeilte sich, dieselbe abzuschneiden. Den Bemühungen der Aerzte gelang es endlich wieder Leben in den schon erstarrten Körper zurückzurufen. Die Unglückliche, welche diese Todesart gewählt hatte, um wie sie sagte, an dem Kreuze zu sterben, an welchem ihr Heiland gestorben sei, gehört den höheren Ständen an und war in vielen Kreisen wegen ihres Reichthums, ihres Kunstsinns und ihrer Geburt eine vielgenannte Persönlichkeit.

Die Pariser Clubs und eine Stadtgeschichte. Man schreibt aus Paris: es liegt auf der Hand, daß die französische Galanterie und der

gute Ton durch das Einreißen des Clubwesens nicht gewirren können; in dem Salon ist der Mann gezwungen, auf sich Acht zu geben, Formen und Anstand zu beobachten, liebenswürdig und geistreich zu erscheinen, wenn ihm das überhaupt möglich ist im Club dagegen herrscht das träge *laissez aller*, er kann thun und reden, was und wie es ihm gut dünkt, er kann trinken, rauchen, schwätzen, schreien, disputiren, spielen, lesen oder schlafen, wie es die Laune ihm ein giebt. Für die Ehemänner hat der Club noch einen besonderen Reiz und dient ihnen noch zu einem besonderen Zwecke. Der Club ist für sie ein Zufluchtsort, um der eheichen Tyrannie zu entgehen; der Ehemann macht sich im Club einer Existenz *à part*, und er empfängt dort seine geheime Correspondenz ohne Furcht, die indiscrete Neugierde seiner Frau zu erwecken. In den Clubs kommen täglich eine Menge kleiner parfümirtter Briefe an, deren Inhalt leicht zu errathen ist. Erst in den letzten Tagen hat dieser mysteriöse Briefwechsel zu einem tragikomischen Vorfall Veranlassung gegeben. Einer den höchsten Kreisen der Finanzaristokratie angehörigen Dame erschien es schon längst verdächtig, daß ihr Mann seine ganze freie Zeit angeblich im Club zubrachte. Ein anonymes Brief, den sie von Freundes (?) Hand erhielt, bestärkte ihren Verdacht und sie beschloß mit allem Aufwande weiblicher Schlaueit, sich von der Untreue ihres Mannes zu überzeugen. Herr von R. erhielt des Morgens einen Brief aus der Bretagne, der ihm meldete, eines seiner Schlösser stehe in vollen Flammen; eine Stunde später saß er natürlich auf der Eisenbahn. Abends fand sich im Club ein Kammerdiener ein, welcher im Namen seines Herrn, der unwohl sei, die für ihn angekommenen Briefe verlangte. Eine Viertelstunde später erbrach die eiferüchtige Frau ein rosenfarbenes Billet in dem sich „*Pauline*“ von ihrem „*cher ami*“ einen Besuch und einen Cachemir erbat. Es ist unnöthig zu bemerken, wie Herr von R. bei seiner Rückkehr von dem nichts weniger als abgebrannten Schlosse empfangen wurde. Einer der angenehmsten Salons der *Chaussée d'Antin* wird wegen dieses Vorfalls den ganzen Winter über geschlossen sein. In den Clubs sind seitdem strenge Ordres gegeben, die ankommenden Briefe nur den Eigenthümern persönlich auszubändigen.

Zur Notiz für die Herren Mitarbeiter.

Obgleich ich mich gegenwärtig hier aufhalte, ersuche ich die Herren Mitarbeiter, ihre Einsendungen nach wie vor unter Adresse der Buchhandlung von Bruno Hinze zu machen. **Mies** den 25. November. **Adolf Stern.**

Redaktion, Druck und Verlag von **Friedrich Rückmann.**
In Commission von **Bruno Hinze** in Leipzig.